

(Nachdruck verboten.)

## 10) Die Brüder Zenganno.

Von Edmond de Goncourt.

Die Brüder befanden sich in dem Geschäftszimmer des Direktors der Deux-Cirques in Paris, Rue de Crussol: einem großen Saal mit mächtigem, mit grünem Tuch bezogenen Tisch, Mahagoni-Fauteuils in dem altmodischen Stil des ersten Kaiserreichs, Wänden, die mit einer düsteren Tapete bedeckt waren und an denen man, mit Nadeln angeheftet, alte Affichen mit Ankündigungen der ersten Aufführung berühmter Produktionen erblickte, untermischt hier und da mit in grellen Farben gehaltenen Chromolithographien von Cheret.

Der Direktor gab den Brüdern den Kontrakt zur Durchsicht, den sie zu unterzeichnen hatten.

„Zwischen den Endesunterschriften — — — — —

ist vereinbart und festgesetzt worden was folgt:

1. Die Herren Gianni und Nello erklären, daß sie hiermit bei der Truppe der Sociétés des Deux-Cirques in der Eigenschaft als „Clowns“ Engagement nehmen, um in diesem Fach gegen die Vergütung, welche ihnen der geschäftsführende Direktor dafür gewährt, und in der Weise, wie er es für geeignet erachtet wird, tätig zu sein, nicht nur in den Vorstellungen der Deux-Cirques zu Paris, sondern auch in denjenigen Vorstellungen, welche, sei es in Frankreich oder im Auslande, in gleichviel welchen Sälen, Gärten, öffentlichen oder Privatskafalitäten, seitens der Sociétés des Deux-Cirques veranstaltet werden, gleichviel, welches die Zahl der an einem Tage gegebenen Vorstellungen sei.

2. MM. Gianni und Nello werden demgemäß der Truppe oder einem Teil derselben überall dahin folgen, wohin der geschäftsführende Direktor es für geeignet hält, dieselbe sich sowohl in Frankreich wie im Auslande begeben zu lassen, und werden sich ebenso auch, wenn er es wünscht, allein an den von ihm bezeichneten Ort begeben, und zwar dies auf sein bloßes Verlangen hin, ohne dafür eine erhöhte Gage noch irgendwelche andere Entschädigung mit Ausnahme der Kosten für die Reise zu beanspruchen, welche letztere auf dem Wege und in der Weise stattzufinden hat, wie der geschäftsführende Direktor es anordnet.

3. MM. Gianni und Nello verpflichten sich, alle Sorgfalt auf die Details des Manegendienstes zu verwenden, in der bei Zirkusgesellschaften üblichen Weise die Terrasse\*) mitzumachen, sich an dem Instandsetzen der Piste\*\*) zu beteiligen und während der Vorstellung die Uniform zu tragen, welche ihnen zu dem Dienst in der Manege geliefert wird.

4. MM. Gianni und Nello verpflichten sich, außer zu dem in obigen Artikeln festgesetzten, jeden Abend eine Nummer\*\*\*) zu geben.

5. MM. Gianni und Nello haben sich zu ihrem Dienst in der Vorstellung an dem vorgeschriebenen Ort und zu der vorgeschriebenen Stunde einzufinden, so oft dies von ihnen verlangt wird, sei es, daß die Benachrichtigung davon mündlich oder durch die Aushängetafel erfolgt, welche das Programm und die sonstigen Anordnungen des Tages kundgibt. Sie verpflichten sich außerdem, jedesmal eine halbe Stunde vor Beginn der Vorstellung in der Manege zu sein, auch dann, wenn sie nicht in dem Programm der Vorstellung mit notiert sind, und endlich, auch in Vertretung anderer oder als Zugabe zu dem Programm zu arbeiten, sobald sie von der Direktion dazu aufgefordert werden.

6. Der geschäftsführende Direktor behält sich allein das Recht vor, die Arbeit der MM. Gianni und Nello zu bestimmen und bei derselben alle Veränderungen, Hinzufügungen oder Weglassungen anzuordnen, die er für geeignet hält.

7. MM. Gianni und Nello dürfen an keinem anderen öffentlichen oder privaten Ort auftreten, als da, wo dies in den Vorstellungen der Truppe der Deux-Cirques geschieht, bei Strafe des Verlustes einer Monatsgage für jeden einzelnen Fall einer Verletzung dieses Paragraphen.

8. MM. Gianni und Nello erklären, daß ihnen die Ordnungsreglements der Deux-Cirques bekannt sind, die sich den Vorschriften derselben unterwerfen und Geldstrafen, welche ihnen kraft der besagten Reglements auferlegt werden sollten, als legal betrachten.

9. Im Fall einer Schließung des Hauses oder Suspendierung der Ausführungen infolge Eingreifens einer force majeure, Brand, öffentlichem Notstand, obrigkeitlicher Anordnung, allgemeiner Trauer oder irgend einer anderen derartigen Veranlassung, welcher Natur immer sie sei, vorhergesehen oder unvorhergesehen, in jeglichem Lande, in welchem sich die ganze Truppe oder eine Abzweigung derselben befindet, und auch wenn die Suspendierung nur einen Tag währt, hört die Gage der Herren Gianni und Nello mit dem Tage der Schließung auf, weiterzulaufen. Sinegegen steht den Herren Gianni und Nello das Recht zu, in dem Fall, daß die Schließung über einen Monat hinaus währt, von gegenwärtigem Engagement zurückzutreten, indem sie dasselbe durch Mitteilung an den geschäftsführenden Direktor lösen.

10. Die sämtlichen zu dem Auftreten vor dem Publikum erforderlichen Kostüme werden von der Direktion der Deux-Cirques geliefert. Keinerlei Abänderung, welche immer es sei, darf an denselben vorgenommen werden.

11. Gegenwärtiges Engagement ist auf die Dauer eines Jahres geschlossen, indes behält sich der geschäftsführende Direktor das Recht vor, das Engagement nach Ablauf von sechs Monaten zu lösen.

12. Der geschäftsführende Direktor verpflichtet sich, den Herren Gianni und Nello eine monatliche Gage von zweitausendvierhundert Frank zu zahlen.

Die Zahlungen erfolgen halbmonatlich.

13. Der geschäftsführende Direktor ist in keiner Weise verantwortlich für Unglücksfälle, welche den Herren Gianni und Nello bei ihren Arbeiten etwa zustoßen sollten.

Die beiden Brüder waren damit beschäftigt, ihre Namen unter das „fait double et de bonne foi“\*) zu setzen, als der Direktor sich an Gianni wandte:

„Und sie beharren dabei, auf den Affichen mit den Worten „die Clowns Gianni und Nello“ bezeichnet zu werden?“

„Ja, mein Herr,“ erwiderte Gianni entschlossen.

„Aber das ist doch Unsinn, erlauben Sie mir, daß ich's sage! Während jetzt diejenigen, die nichts weniger als Brüder sind, es als wirksam erkannt haben, vom Publikum als solche angesehen zu werden, wollen Sie, die es wirklich sind . . .“

„Später . . . später werden wir uns auch als Brüderpaar auf die Affichen setzen lassen . . . aber noch nicht jetzt, die Zeit ist noch nicht gekommen . . . ich . . .“

„Oh, was meinen Sie?“ — Und da Gianni schwieg, fuhr der Direktor fort: „Nun, wie Sie wollen . . . aber, ich sage es Ihnen in Ihrem Interesse und in dem Ihres Erfolges, Sie tun unrecht . . . sehr unrecht.“

Den beiden Brüdern vorausgehend und ihnen als Führer dienend, ließ der Direktor sie den Hof überschreiten, der die Rue de Crussol mit dem Cirque d'hiver verband. Hier befand sich der Separateingang für die Artisten. Sie passierten einige Räume mit ganzen gigantischen Bergen von Requisiten-Allerlei, an deren Plafond, in unmöglichen Höhen, fabelhafte Dinge hingen wie leibhaftige Ritter Gigogne im roten Seidenrock, weit genug, um zwanzig Kinder zu verschlingen. Jenseits einer halbgeöffneten Tür sahen sie zwei kleine Jungen und ein kleines Mädchen in Ueberröcken, die sie über ihre Trikots gezogen, auf Kugeln

\*) Die Schar von Künstlern in Stallmeisteruniform, deren Aufgabe es ist, als Staffage im Stallgang an der Barriere zu stehen, in der Manege die Reisen, Hürden usw. zu halten und den sonstigen Manegendienst zu versehen.

\*\*) Piste: die Sandfläche der Manege. Unter dem „Instandsetzen der Piste“ ist hier das Glattbarken derselben nach einer Produktion, die den Boden besonders aufgewühlt, verstanden.

\*\*\*). Eine Programmnummer, welche sie beide allein ausfüllen. Anmerkung des Uebersetzers.

\*) Schlußformel französischer Kontrakte. Anmerk. d. Uebers.



laufen, während ganz in ihrer Nähe ein königlicher, mitgestimmt über diese Nachbarschaft von frischem Fleisch und dem unaufhörlichen Rollen der Kugeln um ihn her, sich von Zeit zu Zeit an den Eisenstäben seines Käfigs emporrichtete und ein Stöhnen ausstieß, das wie trachender Dampfaustritt hervorbrach. Sie durchritten das Getrappel der Ställe, die in schlaftrübes Dunkel gehüllt waren, und traten hinaus in den Zirkus, der jetzt, am vollen Vormittage, in dem dämmerigen Licht solcher Lokalitäten dalag, die dazu errichtet sind, nur abends erhellt zu werden, und wo in der leeren Manege fünf bis sechs Männer in Mützen und Blusen um einen Tisch herumhocken, mit Einstudieren einer Pantomime beschäftigt, — einer Pantomime, welche hier, in der profanischen äußeren Erscheinung ihrer Akteure, ihrer Komik, die keinen Widerhall bei einem Publikum fand, in dem gespenstischen Halblicht des weiten leeren Raumes ein sonderbares Bild abgab.

(Vorfikung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Ueber Bord.

Von W. Scharrelmann.

Es ist um die Mittagsstunde, und eine drückende Hitze herrscht selbst unter dem Sonnengelbe, unter dem doch noch von Zeit zu Zeit ein belebender Windhauch hindurchfährt.

Die Passagiere halten Siesta.

In bequemen Liegefesseln läßt es sich so angenehm träumen und hindämmern. Nur das Stampfen der Maschine da unten im Bauche des Schiffes und das rauschende, gurgelnde Wühlen der Schraube im Wasser unterbricht die Mittagsstille.

Die Mannschaft ist zum größten Teile jetzt bei der Mahlzeit. Aus dem Logis hört man das Klirren und Klappern der Geschirre.

In gleichmäßigem Takte stampft die unermüdlige Maschine unten im Raum. Alle Luken und Einfalltüren sind geöffnet, um die glühende Hitze, die dort unter herrscht, ein wenig herunterzudrücken.

Die Heizer stehen mit nackten Armen und entblößter Brust vor den gewaltigen Feuerschländen, die unter den Kesseln glühen. Schwarz und beschmutzt vom Kohlenstaub, nah vom perlenden Schweiß klebt das Hemd auf den muskulösen Schultern.

Oben vom Lichtschachte aus gesehen, aus dem der heiße, feuchte Dunst atemnehmend emporsteigt, scheint es dort unten der Hölle ähnlich zu sein.

Anablässig schaffen die Trimmer die schwarzen Kohlen aus den Wankern herbei und schütten ganze Berge davon vor den Feuern nieder, die von der Hand der Heizer bedient, ihre weißstrahlende Glut in den Raum scheinen lassen, wenn mit den langen eisernen Haken die runden Türen geöffnet werden, um die in weitem Bogen geworfenen Kohlen in die gierig züngelnden Flammen zu schaffen.

„Es ist seine erste Reise als Trimmer,“ sagt der hagere, fehnige Arbeiter mit dem rotbraunfärbten Hemde zu seinem Arbeitsgenossen. „Er hätte besser getan, so lange im Hafen zu bleiben, um erst das Geld fürs Zwischendeck auf dem Lande zu verdienen, ehe er seinen Fuß auf das Schiff setzte, um sich hinüberzuarbeiten.“

„Fäß ihn an, wir wollen ihn an die Luft bringen, vielleicht wird ihm dann besser.“

Sie heben den schwächlichen Körper des Ohnmächtigen und tragen ihn etwas unvorsichtig hinaus, die eiserne Treppe hinauf, durch die enge eiserne Tür und streifen dabei im Gehen die Leber- schauhe von den nackten Füßen, um den Kohlenstaub nicht mit auf den Gang zu schleppen.

Der eine der Maschinisten bemerkt sie und ruft, was es gibt. Man antwortet.

Der Maschinist geht brummend und unwillig, um dem Schiffs- arzt zu klingeln.

„Man hat nur seine Qual mit solchen Burschen. Der Schiffs- arzt hat ihn doch untersucht, ehe er angemustert wurde. Was soll denn das nun?“

Die beiden Trimmer haben den Ohnmächtigen in die Mann- schaftsküche gebracht, wo der Koch ihm kaltes Wasser über Brust und Kopf gießt.

Er schlägt die Augen auf, rührt sich aber nicht. Wie ein Toter liegt er auf dem Gummibelag des Fußbodens.

Der Arzt kommt, etwas ärgerlich über die gestörte Mittags- ruhe.

„Nun?“ Wieder einer? Er ist ja schon wieder wach. Die wievielte Stunde der Schicht ist denn?“

Der Bursche sieht teilnahmslos an ihm vorbei. Seine beiden Kameraden sind gleich beim Erscheinen des Arztes schon ver- schwunden.

Der Koch antwortet, daß die Schicht in einer Stunde zu Ende gehe.

„So. Haben Sie Schmerzen? Hier? Dort? Wo denn?“

Der Bursche rührt sich nicht. Auch antwortet er nicht.

Der Arzt fühlt ungeduldig nach dem Puls und sagt dann: „Zur nächsten Schicht wird er wohl wieder auf den Beinen sein!“ schlägt die Tür zu und geht.

„Nun, Faulpelz,“ sagt der Koch, „wirst Du nun aufstehen? Oder meinst Du, daß Du mit Deinem Schornsteinfegerbündel hier den Fußboden polieren mußt?“

Der Bursche seufzt und richtet sich halb auf. Sein Gesicht ist geschwärtzt von Kohlenstaub und Schweiß, und selbst die hellblonden Haare sind mit dem schwarzen Puder über und über bestäubt.

„Ja, ja,“ sagt er mit leiser Stimme. „Mir ist nur so schlecht.“ Der Koch hält ihm ein Glas Wasser hin, und der Erschöpfte trinkt, trinkt mit vollen, langen Zügen.

„Jetzt ist Dir schon besser?“ Der andere nickt und erhebt sich nun ganz. Aber die Beine wollen ihn immer noch nicht tragen. Er setzt sich auf den Klapp- sessel, der nahe der Tür an der Wand angebracht ist.

„Es ist keine feine Arbeit, das Trimmen, beileibe nicht,“ meint der Koch nun, der Schüsseln spült und viel Geklapper dabei macht. „Lebrigens rätele Dich nicht so. Du schmierst mir auch noch die Wand mit Deinem schmutzigen Hemde ein,“ sagt er nun in einem gutmütigen, polternden Tone scheltend, als der Bursche sich erschöpft an die Wand lehnt.

„Nein, nein,“ entgegnet der verwirrt und unsicher.

„Wie ist Dir denn der Einfall gekommen, Dich hinüberzu- arbeiten? He?“ fragt der Koch, die Hände im Handtuch trocknend.

„Ich mußte.“

„So? All Dein Geld versät, was? — Aber Du bist zu jung zum Trimmen!“

„Ich mußte fort von dort. Und das sogleich.“

„Nun, nun, Du wirfst doch keinen Mord auf dem Gewissen haben?“

„Wer weiß?“ sagt der andere leise und versucht zu lächeln.

„Das Trimmen ist nichts für Dich. Das war nun Deine erste Schicht. Wie solls mit der anderen und übernächsten werden? Wir haben noch zwei Tage bis Genua.“

„Weiß Gott, ich geh auch nicht wieder hinunter, in die Hölle da unten. Eher gehe ich über Bord!“

„Nun, sachte, mein Burschen!“ ruft der Koch, etwas erschrocken über den Ton, in dem der andere gesprochen hat. „Im Meere ist's selbst bei dieser Hitze nur so lange mollig, als man die Nase über Wasser hat.“

Da gucken die beiden, die den Jungen hereingetragen haben, neugierig durch die Tür, und er geht mit ihnen ins Logis.

Man wäscht sich und legt sich dann auf die Matrasen zum Aus- ruhen.

Vier Stunden Pause bis zur nächsten Schicht.

Ein wohliges Gefühl! Vier Stunden erlöst zu sein und die Ruhe zu genießen, die selbst in dem dampfigen, nach Schweiß riechenden Logis erquickend und wohlthuend ist.

Bald löst das Schnarchen der Erschöpften durch den Raum. Auch der übermüde und matte Bursche schlummert ein, trotzdem die zerschlagenen Glieder schmerzen und in keiner Lage zurecht- kommen können. . . .

Ja. Ja. Das ist seiner Mutter Haus. Er sieht es deutlich im Traume. Das Gartentor ist noch das alte. Die Stiege daran ist zerbrochen, und der eine der beiden Pfeiler, die es halten, ist etwas verrückt und zur Seite geneigt. Der Lindenbaum aber scheint noch dicker und behäbiger geworden zu sein, seitdem er Ab- schied nahm, heimlich, ohne ein Abe, in der ersten Nacht im Mai vor sieben Jahren.

Die Jalousien sind heruntergelassen, und die Haustür ist ver- schlossen. Gerade so wie damals, als er forsting und den Fenster- flügel hinter sich zubrückte. Und auf dem Wege links am Wege die kleinen Stiefmütterchen, die damals so leuchteten mit ihren gelben Blüten, als er im Mondschein noch einmal Haus und Garten besah und sich dann umwandte und forsting, und ihm dann doch etwas wunderbarlich wurde und er ein Lied pfiß. . . .

Auch das Hühnerhaus steht noch da. Aber kein Huhn läßt sich sehen.

Alles liegt wie verzaubert. Still und ohne Leben.

Nicht einmal die Bäume rauschen im Winde. Aus dem Schorn- stein quillt kein Rauch, und die Stare sind nicht da, die jedes Jahr unter den moosbewachsenen Pfannen nisteten.

Und doch ist es seiner Mutter Haus.

Er geht die zwei Steinstufen hinauf, die zur Haustür führen, und das Herz klofft ihm zum Springen. Der Drücker mit dem Messingschnabel fühlt sich eiskalt an in der heißen Hand, und die Glöde schellt nicht, als er nun öffnet.

Aber in der Küche hinten am Fluß, vor dem steinernen Herde steht seine Mutter und dreht sich um und läßt vor Schrecken das Messer fallen, mit dem sie die Erdäpfel schälte, und er ruft über- laut: „Mutter!“ und stürzt an ihr Herz und fühlt ihre Arme um seinen Hals.

Die Kameraden weden ihn etwas rauh. Er fährt in die Höhe und sieht sich verwirrt um, und mit einem Male durchzuckt es ihn wie ein Blitz: Du mußt Kohlen schleppen da drunten im Raume. Da packt ihn eine Angst, ein Entsetzen, ein wilder Troß.

Er schlägt mit den Armen um sich wie ein wildes Tier, und dann bricht er in Weinen aus.

Die beiden, der im rotfärbten Hemde und der mit dem schmutzigen Kittel, lachen aus vollem Halse.

Das ernüchtert ihn.

Und er sagt sehr ruhig: „Geht nur. Geht! Ich habe es satt. Mich kriegt Ihr nicht wieder hinunter!“

„Meinethalben!“ sagt der Rottfärbte. „Dann wirfst Du in



Genua ans Land gesch. Darauf kannst Du Dich in des Teufels Namen verlassen! Der Kapitän versteht seinen Spaß, mein Junge! Aber uns soll's recht sein."

Sie gehen.

Er springt auf. „Nicht! Also nicht nach Deutschland zurück!" Eine Wut packt ihn. Er könnte etwas zerbrechen, zertrümmern.

Dann wird er wieder ruhig und gelassen. Ganz gleichgültig wird er. Es ist ihm alles einerlei. Er setzt sich auf den Rand der Matratze und stiert vor sich auf den Boden.

Der Maschinist kommt ins Logis.

Run? Wirtschaft, verfluchte! Wo er stecke?

Hier.

Ob er nicht kommen will?

Ja, er will, aber er kann nicht. Er will an die Luft und sich erholen.

„Das kenne ich," brummt der Maschinist ärgerlich. „Daraus wird nichts!"

Er geht auf den Gang hinaus und klingelt dem Schiffsarzt. Als der kommt, ist dem Burschen, als sei er schon wieder verurteilt zu der Arbeit da unten.

Der Arzt mustert ihn, als ihm der Maschinist ein Zeichen gegeben, und fragt ihn, diesmal mitleidig und freundlich: „Run? Will's noch nicht wieder?"

Willenlos läßt er sich untersuchen.

„Muß noch Pause machen!" entscheidet der Arzt dann. „Morgen kann er wieder anfangen!"

Die beiden verlassen ihn.

Er sinkt auf seine Matratze, stumpf und gleichgültig. — — —

Um Mitternacht stürzte er sich über Bord. Nicht einmal die Wache hatte ihn bemerkt, als er über die Reeling kletterte. In die Schiffsliste wurde er als „vermißt" eingetragen.

## Kleines feuilleton.

### Wölkerrunde.

Geburtschülfe in China. Trotzdem jahraus, jahrein die europäischen und amerikanischen und neuerdings auch die von Deutschen gegründete Medizinschule in Schanghai eine große Zahl von jungen Chinesen zu Ärzten heranbilden, liegt die medizinische Wissenschaft im Reiche der Mitte doch noch recht im argen. Nur wenige chinesische Frauen bedienen sich der Hilfe europäischer Ärzte, die in China weilen, die übrigen holen den chinesischen Arzt, dessen medizinische Kenntnisse nicht höher anzuschlagen sind als die eines europäischen Gymnasiasten. Das ganze medizinische Wissen in China, sagt Dr. S. Gaupp in der „Zeitschrift für Ethnologie", ist reine Spekulation, und in vielen Fällen kommt der Aberglaube bei der Behandlung von Krankheiten mehr zur Geltung als die Vernunft und der Körper. Das zeigt sich besonders bei Entbindungen. Die alte chinesische Heilkunde besitzt zwei Werke mit Verhaltensmaßregeln für den Arzt, die „weiße Frau" und die Wöchnerin, nämlich den Ta scheng hall und den Sche-jheng-pi-pang-tung-hall. Pflicht der Hebamme ist es, die Gebärende zu beruhigen und zum Schlafen zu bringen. Nicht, wie bei uns, muß in China die „weiße Frau" die Entbindung selbst leiten, sondern sie hat nur acht zu geben, daß sich die Wöchnerin ruhig verhält. Das andere muß die Natur allein besorgen. Merkwürdigerweise sollen in China dennoch sehr selten Frauen bei der Entbindung sterben, und das liegt wohl daran, daß die chinesische Mutter körperlich weit widerstandsfähiger ist als die europäische. Ist das Kind geboren, so darf die Mutter einen Monat das Zimmer nicht verlassen. Das geschieht angeblich aus rituellem Grunde und hat den Zweck, die Frau für eine spätere Entbindung kräftig zu erhalten. Dr. Gaupp erklärt, daß er unter 150 Kranken, die fast täglich in die Klinik zu Peking kamen, auch nicht ein Kind gefunden habe, das an englischer Krankheit litt, während diese bei uns überaus häufig ist. Der Schwangeren ist streng verboten, feste scharfe und gewürzte Speisen zu genießen. Gemüse und Reis bilden fast ausschließlich ihre Nahrung während der Zeit der Schwangerschaft. Das Kind erhält in den ersten sechs Wochen nur Milch, später Drei aus Hirse, Reis oder Kauliang mit Lotusamen. Vor Ablauf des ersten Jahres bekommt das Kind keine fetten Speisen, auch kein Fleisch. Ohne Zweifel sind die chinesischen Kinder gesünder und kräftiger als die europäischen, weil sie bis fast zum 4. Lebensjahr nur mit Milch ernährt werden. Die chinesische Mutter nährt ihr Kind selbst und oft bis zum 3. Jahre. Kann sie es selbst nicht nähren, dann wird ihm eine gesunde kräftige Amme gegeben. Entgegen der Forderung unserer Ärzte und Hebammen, badet die chinesische Mutter ihr Neugeborenes erst am dritten Tage, und zwar geschieht diese Verzögerung aus religiösen Motiven, die überhaupt eine große Rolle bei der Geburt des Kindes spielen. Unter Zaubersformeln, die von der Hebamme hergesagt werden, erblickt der junge Bürger des „Reichs der Mitte" das Licht der Welt. Der Ehegatte darf das Zimmer der Wöchnerin einen Monat lang nicht betreten, weil er sonst der Mutter die Milch „wegtraumpelt". Der Arzt und die Verwandten der Frau müssen ihren „Wochenbesuch" in den ersten drei Tagen nach der Geburt des Kindes machen, sonst nehmen sie dem jungen Weltbürger gleichfalls die gesunde Nahrung der Mutter. Jeder chinesische Arzt soll in der Lage sein, das Geschlecht des Kindes schon be-

stimmen zu können, ehe es geboren ist, und europäische Ärzte, die das für unmöglich hielten, begegneten in vornehmen chinesischen Familien einer gewissen Geringschätzung. Der Ta scheng hall gibt folgende Anweisungen zur Vorausbestimmung des Geschlechts: Wird die Frau im ersten chinesischen Monat schwanger, dann ist das Kind ein Knabe, empfängt sie aber im zweiten Monat des chinesischen Kalenders, dann gebiert sie ein Mädchen. Die ersten 6 Monate des chinesischen Jahres bringen Mädchen, die ungraden Anaben hervor. Dr. Gaupp hat festgestellt, daß die chinesischen Anordnungen bei der Geburtschülfe auch in Tibet gebräuchlich sind und schließt daraus, daß die tibetische Heilkunde in früheren Zeiten nach China kam und sich hier unverändert erhalten hat.

### Mineralogisches.

Das Aluminium ist, schreibt „Prometheus", ein „modernes" Metall, insofern als seine Verwendung in der Technik erst etwa zwei Jahrzehnte alt ist. Das dürfte daran liegen, daß es in der Natur nicht gebiegen, sondern nur chemisch gebunden vorkommt. 1827 gelang es Wöhler, durch Zersetzung von Aluminiumchlorid mit Kalium das Aluminium zum ersten Male rein darzustellen, und nach diesem, um 1854 von Deville etwas modifizierten Verfahren wurden in Frankreich mehrere Jahrzehnte lang die geringen Mengen von Aluminium hergestellt, welche die Welt, oder wohl besser gesagt die Laboratorien, damals gebrauchten. Im Jahre 1854 fand Bunsen, daß sich aus Aluminium-Natriumchlorid durch Elektrolyse das Aluminium abspalten ließ, und von da ab arbeitete die wenigen kleinen Fabriken, die sich mit der Aluminiumherstellung befaßten, nach Verfahren, die von den drei stützten nur wenig verschieden waren, bis im Jahre 1887 Héroult auf ein Verfahren ein Patent erhielt, nach dem das Aluminium aus elektrisch geschmolzener Tonerde durch Elektrolyse gewonnen wird; auf diesem Héroultschen Verfahren beruhen die heutigen Gewinnungsverfahren. Von 1887 ab beginnt nun die industrielle Verwertung des Aluminiums in größerem Maßstabe, und zwar fand das „leichte Metall" bei den Technikern solchen Anklang, man fand dafür soviel mannigfaltige Verwendung, daß heute, etwa 20 Jahre nach Héroults Erfindung, über 12 000 Tonnen Aluminium jährlich produziert werden. In dieser Entwicklung hat besonders das letzte Jahrzehnt ganz hervorragenden Anteil, denn im Jahre 1896 betrug die Gesamtproduktion an Aluminium erst 1800 Tonnen. Heute liegt die Produktion in der Hauptsache in den Händen von sechs Werken, der Deutschen Aluminium-Industrie-Gesellschaft in Schaffhausen, sowie einer englischen, zwei französischen, einer amerikanischen und einer italienischen Gesellschaft. Diese Gesellschaften verfügen zusammen über etwa 90 000 Pferdestärken, meist Wasserkraft. Da indessen die Produktion heute der Nachfrage bei weitem nicht mehr genügt, so sind die genannten Werke damit beschäftigt, ihre Anlagen bedeutend zu erweitern, sodaß für das Jahr 1909 mit einer Aluminiumproduktion von 24 000 bis 25 000 Tonnen gerechnet werden darf. Der Preis des Aluminiums betrug im Jahre 1855 etwa 1000 M. für das Kilogramm, 1870 wurde es zu 110 M., 1885 zu 30 M. und 1888 zu 20 M. verkauft. Der Durchschnittspreis des Jahres 1906 betrug etwa 4 M. Zurzeit zeigt der Preis wieder steigende Tendenz infolge der großen Nachfrage, die hauptsächlich von der elektrotechnischen Industrie ausgeht, die das Aluminium vielfach an Stelle des immer teurer werdenden Kupfers verwendet. Auch der Automobilbau verbraucht Aluminium in größeren Mengen.

### Technisches.

Ueber das neue Verfahren der Farbenphotographie mit sogenannten Autochromplatten der Gebrüder Lumière sind kürzlich von Dr. Huberrisser in München in der „Chemiker-Zeitung" Mitteilungen gemacht worden, denen die folgenden sachlichen Angaben entnommen sind. Danach gestaltet sich die Herstellung der Autochromplatten folgendermaßen: Kartoffelstärke wird zum Teil grün, zum Teil blauviolett und rot gefärbt, die so gefärbten Stärkekörnchen werden in solchen Mengenverhältnissen gemischt, daß die Mischung ein helles Grau, in der Durchsicht Weiß ergibt. Dabei ist die Menge der grünen Stärkekörnchen fast doppelt so groß wie die der roten und blauen zusammen. Die Körnchen selbst werden mittels Maschinen in genau gleicher Größe hergestellt. Die Mischung wird auf Spiegelscheiben, die mit einer klebrigen Substanz überzogen sind, ausgebreitet und der Heberschutz an Stärkekörnchen sorgfältig entfernt, damit kein Körnchen das andere überlagert. Sodann werden die Körnchen durch Quetschen und Pressen etwas platt gedrückt, damit sich die Zwischenräume zwischen ihnen nach Möglichkeit schließen. Die dann noch vorhandenen Lücken werden durch ein schwarzes Pulver ausgefüllt. Die Platten werden nun mit einer isolierenden Lack-schicht überzogen, und nach dem Trocknen wird auf ihnen eine sehr dünne „pachromatische" Bromsilbergelatineemulsion aufgetragen. Die Platten werden im Gegenlicht zu dem Verfahren bei der gewöhnlichen photographischen Aufnahme so in die Kassette eingelegt, daß die Glasseite dem Objektiv zugekehrt ist; man belichtet also durch die Glasschicht der Platte hindurch.

Da bei allen farbenempfindlichen Platten die Empfindlichkeit für blaue, violette und ultraviolette Strahlen größer ist als für rote, gelbe und grüne Strahlen, so müssen sie durch eine Gelbscheibe entsprechend gedämpft werden. Die Gebrüder Lumière liefern hierzu ein besonderes Spezial-Gelbfilter, das eine schwach bräunliche Farbe besitzt und vorn direkt hinter das Objektiv gesetzt wird.



Durch sie gehen die anderen Strahlen ohne merkliche Schwächung hindurch.

Das schwierigste bei dem ganzen Verfahren ist die Belichtungszeit. Trifft man diese bei der Aufnahme richtig, so ist die Farbwiedergabe fast vollständig befriedigend. Am meisten läßt die Wiedergabe des Weiß zu wünschen übrig. Betrachtet man die Platten unter dem Mikroskop, so kann man die einzelnen verschiedenfarbigen Stärkelöcherchen nebeneinander gelagert sehen; das macht auf den Beschauer einen sehr merkwürdigen Eindruck, da sich die Lagerung in den verschiedenen Farben des Bildes auf der Platte sichtlich nicht unterscheidet.

Ein Nachteil des Lumiereschen Verfahrens ist, daß man mit ihm nur farbige Bilder auf Glas herstellen kann, die auch nur in der Durchsicht betrachtet werden können. Kopien auf Papier herzustellen, ist einstweilen noch nicht gelungen. Dr. Sauerbrieff hat versucht, eine Kopie auf Autopapier anzufertigen, doch war erst nach sechs Tagen das Bild in den meisten Einzelheiten zu sehen. Von Farben war nur Rot, Schwarz und ein helles Gelb zu erkennen während von Grün und Blau nicht eine Spur sichtbar war. Das Autocrombild selbst auf Glas war in den Farben noch vollständig unverändert, obwohl es sechs Tage dem direkten Sonnenlicht und mehrere Tage lang dem zerstreuten Tageslicht ausgesetzt war. Diese Feststellung ist allerdings wertvoll. Der Preis der Platten ist übrigens noch sehr hoch; eine Platte des gewöhnlichen kleinen Formats 9 mal 12 Zentimeter kostet durchschnittlich noch 2 M.

**Die Photographie bei Gasglühlicht.** Die photographische Technik ist heute so weit vorgeschritten, daß man nicht nur bei Tage, wenn die Sonne ihr Licht spendet, sondern auch bei künstlichem Licht sehr schöne Aufnahmen zu erzielen vermag. H. Schwarz hat jetzt Versuche angestellt, auch bei Gasglühlicht Aufnahmen zu machen, und erklärt im „Atelier des Photographen“, daß seine Experimente sehr gut ausgefallen seien. Er verwandte dazu sowohl Platten als Films. Die Films eignen sich zu den Gasglühlichtaufnahmen viel besser als die Platten, weil sie farbenempfindlicher und durchaus lichtstofffrei sind. Schwarz brauchte zu seinen Aufnahmen bei Gasglühlicht mit einem Objektiv von der Lichtstärke  $F:8$  etwa 20 Sekunden, bei Anwendung eines Objektivs mit Lichtstärke  $F:4,5$  nur etwa 4 bis 10 Sekunden und mit einem Porträtobjektiv  $F:2,8$  nur etwa 4 Sekunden Belichtungszeit. Er hatte bei seinen Versuchen nur einen Glühkörper als Lichtquelle benutzt und ist der Meinung, daß bei einer größeren Zahl von Glühkörpern eine viel kürzere Belichtungszeit ausreichen würde.

**Humoristisches.**

— Die nächste Sitzung der dritten Duma. Vorsitzender: Ich eröffne die Verhandlungen mit der Mitteilung, daß ein Antrag eingelaufen ist.

Ein Oktobrist: Ich kenne den Antrag nicht, aber ich nehme an, daß er der Stimmung der Majorität Ausdruck geben wird. Es liegt also nicht der leiseste Grund vor, ihm unsere Zustimmung zu versagen. Ich für meine Person nehme den Antrag an.

Ein Kadett: Ich stimme dagegen. Der Antrag taugt nichts. Vorsitzender: Sie kennen ihn ja noch gar nicht. Der Antragsteller hat das Wort.

Abgeordneter Fürst Autokratisch: Mein Antrag lautet: Das hohe Haus wolle beschließen, die Duma abzuschaffen.

Ein Kadett: Wir sind ja eben erst zusammengetreten.

Abgeordneter Fürst Autokratisch: Gerade deswegen. Unser Zusammenkommen muß doch irgend einen Zweck haben. Zeigen wir, daß wir als freigewählte Männer entschlossen sind, vor keiner Guldigung für den Zaren zurückzuschrecken. Abstimmung durch Applikation!

Vorsitzender: Der Antrag ist angenommen. Gehen Sie nach Hause, meine Herrschaften. Am Ausgang links befindet sich der Müllermeister für die Mandate.

**Die öffentliche Meinung von Europa:** Endlich eine Volksvertretung, die ihren Willen durchzusetzen versteht. Die Regierung hatte sie eingeseht und berufen; die Deputierten bewiesen durch ihren energischen Entschluß, daß sie sich solche Willkür nicht bieten ließ. Das ist wahrhaft demokratisch! Gut ab vor dieser Duma f. („Lustige Blätter.“)

**Notizen.**

— Musik, Theater, Vorträge: Das letzte diesjährige Sonntagskonzert des Schiller-Theaters (Kammermusik und Gesang), das Sonntag, den 1. Dezember, mittags 12 Uhr, im Schiller-Theater Charlottenburg stattfindet, ist vollständig verflohen gewidmet. Eintrittskarten zum Preise von 50 Pf. und 75 Pf. (einschließlich Garderobe und Programm) sind täglich an der Kasse des Schiller-Theaters zu haben.

— Der Verlagsbuchhändler Max Hesse, der in den billigen Massenausgaben und der Volksbücherei ein verdientes Unternehmen schuf, ist in Leipzig gestorben. Hesse ist auch der Begründer des vielbenutzten Deutschen Musikertalenders.

— Eine Wintersportausstellung, die erste dieser Art in den deutschen Mittelgebirgen, fand in den letzten Tagen des November in Friedrichroda im Thüringer Walde statt. Die gut besuchte Ausstellung bot so ziemlich alles, was den Wintersport

betrifft, vom Menschlichen bis zu den untergeordnetsten Ausfluchtsgegenständen. Da waren Eis, Schneereifen, Rodel, Vobsligh und was dergleichen Requisiten der Wintersport sonst erfordert; manches davon war in seiner Verwendungsform recht anschaulich dargestellt. Neben dem Wintersportsmann fand auch der Wintertourist hier so manches, das er auf seinen Winterfahrten gebrauchen kann.

— **Wigelands Brunnen in Kristiania.** Das bedeutendste künstlerische Ereignis der letzten Monate in Norwegen dürfte ohne Zweifel das sein, daß die Kommunalverwaltung die noch erforderlichen Mittel für Gustaf Wigelands großen Brunnen übernehmen will. Der Bildhauer Wigeland, der trotz seiner Jugend unstrittig für Norwegens größten Bildhauer gilt, hat im vorigen Jahre den Entwurf eines Springbrunnens ausgestellt, der ihn schon mehrere Jahre beschäftigt hatte. In der Mitte eines großen Bassins halten fünf Riesengestalten über ihren Köpfen eine große Schale, aus der das Wasser langsam niederströmt. Am Rande des Bassins finden sich zwanzig eigentümliche Baumgruppen, unter deren Ästen Menschen sitzen oder stehen. Die Seitenwände des Bassins schmücken 60 Reliefs, und die Zahl der das Werk schmückenden menschlichen Figuren geht in die Hunderte. Die Kosten dieses monumentalen Werkes sind auf 850 000 M. berechnet. Künstlerisch ist Wigeland von Rodin ausgegangen, aber er hat seinen ganz persönlichen schlichten Weg gefunden. Demnächst wird er sich an die Ausarbeitung des Brunnens machen, für dessen Vollenbung er zehn Jahre ins Auge gefaßt hat.

— **Das Jubiläum der Zündhölzchen.** Dreiviertel Jahrhundert ist es jetzt her — schreibt man der „Köln. Ztg.“ — daß die „Schwefelhölzer“ erfunden wurden, ein halbes, daß ihr Erfinder starb — im tiefsten Elend. Er war ein Deutscher und hieß Joh. Friedrich Kämmerer. Sein Name erinnert uns an die trübste Zeit der Herrschaft Metternichs: Kämmerer war eines seiner Opfer, die in die bitterste Not, in die Verbannung oder ins Zerkennhaus gekehrt wurden. Aus Ludwigsburg in Württemberg stammend, seines Zeichens Chemiker, nahm Kämmerer teil am Hambacher Nationalfest und sprach begeistert von Deutschlands Einigung und der „Konföderation der europäischen Staaten“. Solche Reden wurden aber gar übel vernommen. Auch Kämmerer wurde in seiner Heimat als staatsgefährlicher Aufwiegler ergriffen und nach dem Hohenasperg abgeführt. Während seiner Gefangenschaft hier erfindet er im November des Jahres 1832 die Schwefelhölzer. Als er aber wieder auf freien Fuß gesetzt wurde und die behördliche Bewilligung zur Verwertung seiner Erfindung nachsuchte, wurde dem Verdächtigen „die Herstellung des gefährlichen Feuererzeugungsmittels“ bei schwerster Strafe verboten! Eine Weile gelang es ihm, die Schwefelhölzer im geheimen herzustellen und ins Ausland zu verkaufen. Als dies ruckbar wurde, ließ die Behörde seine Werkstatt zerstören, und Kämmerer wanderte wieder ins Gefängnis. Die Sache wurde für so wichtig gehalten, daß der Bundesrat sich damit beschäftigte und eine Verordnung erließ, wonach in allen deutschen Ländern „der Handel und Gebrauch der höchst gefährlichen Meiß-Zündhölzer, erhanden und hergestellt von dem Chemiker Kämmerer, strengstens verboten“ wurde. Der unglückliche Erfinder verlor darüber im Gefängnisse den Verstand und starb elend im Jahre 1857. Frankreich aber und namentlich England nützten die bedeutende Erfindung sofort aus; hier war es besonders Goldes, der die Fabrikation im großen betrieb und als vielfacher Millionär starb. Deutschland zahlte erst noch lange Jahrzehnte hindurch Tribut an das Ausland, ehe Feuerstein und Zunder verschwand.

— **Drei Gramm Radium!** Die Wiener Akademie der Wissenschaften hat in den letzten drei Jahren 10 000 Kilogramm Uranpechblende, das in Joachimsthal in Böhmen das Kilo zu 1 Krone erworben wurde, auf Radium verarbeitet lassen. Es wurden 2,6 Gramm daraus gewonnen, dreimal so viel als bisher aus der gleichen Menge Rohmaterial gewonnen wurde. 10 Gramm Radium kostete der Akademie nur etwas über 10 000 Kronen, während es bisher bedeutend teurer war. Da Joachimsthal der einzige Fundort des Uranpechblende ist, hat Oesterreich ein Monopol. Es hat aber einen nachahmenswerten Gebrauch davon gemacht; 1,6 Gramm des neuen Radiums hlieben in Wien und 1 Gramm wurde dem englischen Forscher Ramsay überlassen.

— **Schutz des Elefanten in Afrika.** Der französische Gelehrte G. Vasse bringt interessante Mitteilungen über das Schicksal der afrikanischen Elefanten, über deren allmähliche Ausrottung auch schon von deutscher Seite jüngst Klage erhoben ist. Die unglücklichen Dichthäuter werden von einer ganzen Armee schwarzer und weißer Jäger auf das schamungsloseste verfolgt und die Zahl der jährlich getöteten Elefanten kann man auf wenigstens 25—30 000 beziffern. Da nun die weiblichen Elefanten nicht vor dem sechzehnten Jahre Junge bekommen und höchstens nach zweieinhalb Jahren wieder Junge zur Welt bringen, so nimmt die Zahl der Elefanten reizend schnell ab. Vasse glaubt, daß dem entgegengearbeitet werden könne durch Einführung einer ähnlichen Gesezgebung in den französischen Kolonien wie in den deutschen und englischen, in denen zur Erlegung zweier männlicher Tiere ein teurer Erlaubnischein notwendig ist, für das Schreien jeden weiteren Tieres ein neuer kostspieliger Schein gefordert wird und die Tötung eines weiblichen Tieres mit beträchtlicher Geldbuße belegt wird. Das wirksamste Mittel aber wäre eine internationale Organisation, die dieses Werk des Schutzes durch allgemeine Verfügungen regelt und in bestimmten Zeiträumen die Jagd für mehrere Jahre verbietet müßte.